

Buch

Das beliebteste Mädchen der Highschool ist ermordet worden. Aber selbst das schnelle Geständnis eines Mitschülers mit zwielichtiger Vergangenheit und den angeblich »kalten Augen eines Killers« kann Peter Decker nicht davon überzeugen, dass er den wahren Schuldigen bereits gefunden hat. Tief in seinem Inneren weiß er, dass dieses schauerhafte Verbrechen an dem Teenager andere Ursachen hat, dass weitaus Schlimmeres dahinter steckt, als jedermann vermutet. Auch wenn er sich damit jede Menge Feinde schafft: Decker forscht weiter nach dem wirklichen Mörder des Mädchens – das glaubt er seinen zwei Töchtern, der fast erwachsenen Cindy und der kleinen Hannah, dem gemeinsamen Kind mit seiner Frau Rina Lazarus, schuldig zu sein. Seine Ermittlungen führen ihn dabei immer tiefer in den eigentümlichen Kosmos einer wohlhabenden amerikanischen Highschool – eine Welt, die für die Jugendlichen eigentlich ein Hort der Sicherheit, Träume und Zukunftshoffnungen sein sollte und doch ein tiefschwarzes Herz besitzt ...

Autorin

Faye Kellerman ist nicht nur eine erfolgreiche Schriftstellerin, die mit ihren Rina Lazarus/Peter Decker-Romanen weltweit und in Deutschland große Erfolge feiert, sondern auch Zahnärztin, Musikerin und Gitarrenbauerin. Sie lebt zusammen mit ihren Kindern und ihrem Mann, dem Psychologen und Bestsellerautor Jonathan Kellerman, in Los Angeles.

Weitere Romane sind bei btb in Vorbereitung.

Faye Kellerman bei btb

Die Peter Decker/Rina Lazarus-Romane

Denn rein soll deine Seele sein. Roman (72242)

Das Hohelied des Todes. Roman (72047)

Abschied von Eden. Roman (72100)

Tag der Buße. Roman (72166)

Du sollst nicht lügen. Roman (72407)

Die reinen Herzens sind. Roman (72461)

Weder Tag noch Stunde. Roman (72459)

Becca. Roman (72321)

Faye Kellerman

Doch jeder tötet,
was er liebt
Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Annette Meyer-Prien*

btb

Die Originalausgabe erschien 1995
unter dem Titel »Justice« bei
William Morrow and Comp., New York

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung September 2000
Copyright © 1995 by Faye Kellerman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Luserke/Hallman
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
MD · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-72462-7
www.btb-verlag.de

*Für meine eigenen Teenager,
meine Mittelgroße und mein Krabbelkind
Bitte, lieber G.tt, pass auf sie auf.*

PROLOG

Er sah den Blitz, bevor er das Plopp hörte. Dieses *Ppffft* wie ein Schlag, das beinahe das Stöhnen übertönte. Der Kopf flog zurück, pendelte hin und her, bis er schließlich über der rechten Schulter zur Ruhe kam. Als das Blut zwischen den Augen hervortropfte, fragte er sich, ob der Mistkerl überhaupt etwas gespürt hatte, sternhagelvoll, wie er gewesen war.

Der Gedanke ließ das Schlottern auch nicht aufhören, seine Hände waren klamm und steif. Eine ganze Weile hörte er gar nichts. Dann drang das Geräusch seines eigenen Atems in sein Bewusstsein. Er kroch aus seinem Unterschlupf und schluckte schwer. Versuchte zu gehen, aber die Knie knickten weg.

Er sank zu Boden.

Er blieb lange Zeit so liegen. Minuten vielleicht, vielleicht auch Stunden. Die Zeit war ein schwarzes Loch, ein Zustand völliger Benommenheit zwischen Schlaf und Rastlosigkeit. Alles war verschattet und undeutlich.

Langsam wurden die Dinge wieder deutlicher. Das Zimmer, der Fußboden, der gefesselte Körper, das Loch zwischen den Augen. Blut war auf den Teppich gesickert und hatte eine Pfütze um seine Schuhe herum gebildet.

Er starrte darauf und hoffte, dass Tränen kommen würden. Aber das taten sie nicht. Das taten sie nie.

Mühevoll richtete er seine linkische Gestalt auf, wobei er

beinahe über die dünnen Beine gestolpert wäre. Das war das Elend, wenn man in so jungen Jahren schon so groß war: alles lang, aber keine Muskeln. Ihm war schwindlig und schlecht vom Pulvergestank. Er seufzte tief.

Er versuchte zu gehen, fiel aber gleich wieder vornüber.

Er brauchte Luft – *frische* Luft.

Auf Händen und Knien kroch er zur Hintertür hinaus und stieß das quietschende Fliegengitter auf. Die Hände um die Säule der Veranda geschlungen, zog er sich hoch. Sein Fahrrad stand immer noch am Apfelbaum, gegen den Stamm gelehnt, weil es keinen Ständer hatte.

Er wusste, dass er es jemandem sagen musste. Mom hasste das Arschloch zwar, aber sie würde trotzdem ausflippen. Blieb also nur sein Onkel. Joey würde sich um ihn kümmern. Er musste zu Joey rüber.

Er richtete sich auf und schob sich zentimeterweise zu seinem Fahrrad hinüber. Er legte die Hände auf die Griffe, schwang das Bein über den Sitz und trat dabei das Pedal runter. Es konnte losgehen.

Die Auffahrt hinunter und auf die Straße hinaus.

Schneller und schneller, immer fester, bis der Wind ihm hart ins platinblonde Haar fuhr.

Er zog das Rad vorne hoch. Er fühlte sich gut.

1

In der Zeitung fehlten die Seiten sieben und acht. Die Landesnachrichten, insbesondere die landesweiten Kriminalfälle. Decker legte das dünne Blatt nieder. Sein Magen hatte sich zu einem festen, säuerlichen Knoten zusammengezogen. »Rina, wo ist der Rest der Zeitung?«

Rina bearbeitete das Rührei weiter mit der Gabel. »Ist nicht alles da?«

»Nein, es ist nicht alles da.«

»Hast du nachgesehen?«

»Ja, ich habe nachgesehen.«

»Vielleicht hat Ginger es in die Fänge bekommen«, sagte Rina leichthin. »Du weißt ja, wie sehr der Hund Zeitungspapier mag. Ich glaube, sie benutzt es gegen Mundgeruch ...«

»Rina ...«

»Peter, könntest du Hannah bitte vom Geschirrspüler loseisen und in ihr Stühlchen setzen, damit ich sie füttern kann? Und nimm die Pflaumen aus dem Besteckkorb, wenn du schon dabei bist.«

Decker starrte seine Frau an, stand auf und nahm seine zweijährige Tochter, die noch im Schlafanzug war, hoch. Sie hielt in jeder Hand eine Pflaume.

»Daddy Pflaume will?«

»Ja, Hannah Rosie, ich möchte gerne eine Pflaume.«

»Abbeiße?« Sie stopfte ihrem Vater die Frucht in den Mund. Decker tat wie gewünscht und biss ab. Der Saft spritzte aus

der überreifen Pflaume, tropfte von seinem kürbisfarbenen Schnurrbart und lief ihm in violetten Spuren am Kinn hinunter. Er setzte seine Tochter in ihren Hochstuhl und wischte sich den Mund ab.

»Du abbeißen will, Daddy?«

»Nein, danke, Hannah.«

»Du abbeißen will, Daddy?«, sagte Hannah mit Nachdruck.

»Nein.«

»Du abbeißen will, Daddy?« Hannah war den Tränen nahe.

»Beiß noch mal ab, Peter«, sagte Rina. »Iss die ganze Pflaume.«

Decker nahm die Pflaume und aß sie. Hannah hielt ihm die zweite hin. »Schätzchen, wenn ich noch mehr Pflaumen esse, kann ich den Rest meiner Tage im Badezimmer verbringen.«

Rina lachte. »Ich nehme die Pflaume, Hannah.«

»Nein!«, schrie das Baby los. Ihr Gesicht war rot vor Aufregung. »Daddy Pflaule essen soll.«

Decker nahm ihr die zweite Pflaume ab. »Warum kaufst du andauernd Pflaumen?«

»Weil sie immer wieder welche haben will.«

»Das bedeutet nicht, dass du sie auch kaufen musst.«

»Als ob gerade du ihren Wünschen widerstehen könntest. Neulich habe ich gesehen, wie sie mit deinen Manschettenknöpfen gespielt ...«

»Sie mag glitzerige Sachen«, unterbrach Decker. »Gefällt mir, wie elegant du das Thema gewechselt hast, Liebling. Was ist mit der Zeitung passiert?«

Rina stellte einen Teller mit Ei vor Hannah hin und goss Orangensaft ein. Sie zuckte hilflos die Achseln. »Was soll ich sagen?«

Decker fühlte die Übelkeit in sich hochsteigen. »Das Schwein hat wieder zugeschlagen.«

Rina nickte.

Decker sagte nichts. Aber Rina sah, wie seine Kinnlade Überstunden einlegte. Sie sagte: »Cindy hat heute Morgen angerufen. Sie bat mich, es vor dir geheim zu halten. Ich hätte es nicht tun sollen. Aber sie klang so, als hätte sie eine Verbündete sehr nötig. Es war einfach zu viel für sie, beides gleichzeitig, du und dazu noch die Hysterie ihrer Mutter. Und es kann ja auch niemand etwas tun . . .«

»Was soll das heißen, es kann niemand etwas tun?«, fuhr Decker sie an. »Ich kann etwas tun. Ich kann sie nach Hause holen, raus aus diesem Höllenloch.«

»Los Angeles ist auch keine Insel der Seligen . . .«

»Immer noch besser als New York.«

»Nicht ganz New York ist wie Columbia, Peter.«

»Na, dann ist ja alles in Butter, nur dass Cindy rein zufällig auf die Columbia-Universität geht.« Decker stand vom Esstisch auf und ging in die Küche hinüber, um auf seine mehrere tausend Quadratmeter Farmland hinauszusehen. Im Reithof stand der Schlamm knöchelhoch; die Stallungen waren von den jüngsten Stürmen durchgerüttelt worden. Von den Foothills hinter der Grundstücksgrenze ergoss sich der feuchte Lehm. Sein Haus war bisher verschont geblieben, der Morast war noch mindestens fünfhundert Meter entfernt. Aber, wer weiß? Er hatte hier schon mit genug Schrott zu tun, er brauchte nicht auch noch Probleme in über viertausend Kilometer Entfernung.

»Habt ihr denn überhaupt geredet?«, fragte Decker.

»Ein paar Minuten«, antwortete Rina.

»Wie geht es ihr?«

Rina warf einen Blick auf Hannah. »Möchtest du ein Video sehen, Spätzchen?«

Das kleine Mädchen nickte und leckte sich die eiverschmierten Finger. »Mickymaus.«

»Schon gebongt.« Rina schob die Kassette in den Rekorder und ging dann in die Küche. Ihrem Mann flüsterte sie zu: »Wie es ihr geht? Sie ist natürlich verstört.«

»Diese *verdammte* Polizei! Das ist jetzt der dritte Fall, und sie scheinen einer Verhaftung dieses Irren keinen Schritt näher zu sein. Was, zum Teufel, *machen* die eigentlich?«

»Klingt irgendwie seltsam, wenn du das sagst.«

»Ich erkenne Unfähigkeit, wenn ich sie sehe.«

»Und, was schwebt dir vor, Peter? Nach New York fahren und die Untersuchung selber in die Hand nehmen?«

»Ich habe ernsthaft darüber nachgedacht. Ich habe über ein Jahrzehnt lang Sexualverbrechen bearbeitet . . .«

»Peter!«

»Vielleicht rufe ich mal den Ermittlungsleiter an.«

»Hast du hier noch nicht genug zu tun?«

»Diesen Monat war nicht viel los.«

»*Boruch Haschem*«, sagte Rina und dankte dem Herrn dafür.

»*Boruch Haschem*«, wiederholte Decker ihre Worte. »Übrigens sprechen wir von *meiner* Tochter. Ich möchte sicher sein, dass alles getan wird, was getan werden kann.«

»Ich bin sicher, dass sie Überstunden machen. Genau wie du es auch tun würdest.«

»Ganz genau. Überstunden bei Doughnuts.« Decker verzog das Gesicht. »Ich weiß, dass ich unfair bin. Und offen gesagt: Es ist mir egal.«

Rina seufzte. »Peter, warum besuchst du Cindy nicht einfach? Ich bin sicher, sie würde sich riesig freuen, ihren Einsneunzigmann von Bullenvater wieder zu sehen. Sie und all die anderen Mädchen im Studentenheim auch. Aber fahr als besorgter *Vater* hin, nicht als Cop.«

Decker fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Himmel noch mal! Sich auf diese Art über junge Mädchen herzumachen. Gott, ich schwör's dir, Rina, wenn ich das Schwein zu Gesicht kriege, schieße ich ihm seine Du-weißt-schon-was ab.« Er sah seine Frau an. »Ist die Letzte verletzt worden? Natürlich wurde sie verletzt. Ich meine, wurde sie geschlagen oder so?«

»Nein. Derselbe MO.«

Der Modus Operandi. Der Mistkerl schlich sich an die Mädchen heran, brachte sie von hinten zu Fall, stülpte ihnen eine große Papiertüte über den Kopf und vergewaltigte sie von hinten. Die Opfer hatten die Vergewaltigung als brutal und schmerzhaft, aber gnädig kurz beschrieben. Das Monster war auf ihnen, bevor sie papp sagen konnten. Und er schien ebenso schnell wieder im Dunst zu verschwinden. Cindy war ein großes Mädchen, an die einsfünfundsiebzig und gut in Form, weil sie regelmäßig trainierte. Aber ein Mann von einsachtzig, der ebenso gut in Form war, konnte ein Mädchen von einsfünfundsiebzig spielend überwältigen. Töchter. Dem Herrgott sei Dank, dass seine beiden anderen Teenager Jungen waren – Rinas Söhne. Nicht, dass er sich um sie etwa keine Sorgen machte. Mit knapp fünfzehn war Sammy schon groß, aber immer noch schmal. Jake musste noch ein bisschen wachsen, aber er war auch erst dreizehn.

Decker tat der Kopf weh. Er bekam immer Kopfschmerzen, wenn er an die Kinder dachte. »Ich muss hin, Rina.«

»Ich verstehe das. Ich liebe Cindy auch. Ich finde, es ist eine prima Idee.«

»Komm mit.«

»Ich glaube, es ist besser, wenn sie dich ganz für sich allein hat.«

»Na, dann zieh los und besuch die Verwandtschaft in Borough Park. Die Jungen haben ihre Großeltern seit über einem Jahr nicht mehr gesehen.«

Die Großeltern der Jungen, dachte Rina. Die Eltern ihres verstorbenen Mannes. Ein Besuch bei ihnen war immer schmerzlich. Aber die Jungen bedeuteten ihnen so viel. Und außerdem waren da noch Peters jüngst entdeckte Halbgeschwister. »Sie werden dich alle sehen wollen. Wenigstens um hallo zu sagen.«

»Schlag dir das aus dem Kopf!« Decker ging auf und ab.

»Du wirst ihnen eben erklären müssen, warum ich nicht dabei bin. Ich kann es nicht gleichzeitig mit Cindy und deinem kleinen religiösen Haufen aufnehmen.«

»Es sind deine Verwandten.«

»Aber sie waren deine Freunde, bevor sie zu meinen Verwandten wurden. Dräng mich nicht in dieser Sache, Rina. Ach, vergiss es. Bleib einfach hier.«

Wieder starrte er aus dem rückwärtigen Fenster, die Hände gegen die Küchenkacheln gestützt. Willkommen in Deckers Schlambädern. Er sollte mal wieder Sandsäcke auslegen, damit die Feuchtigkeit aufgenommen wurde. Zu allem Übel sah auch noch der Himmel bedrohlich aus.

Sieben Jahre Dürre, gefolgt von zwei Jahren Regengüsse. Ganz zu schweigen von Erdbeben, Feuersbrünsten und Aufständen. Decker fragte sich, welche Plage sie als nächste heimsuchen würde. Diese Stadt wurde verdammt noch mal zu biblisch für seinen Geschmack.

Rina ging zu ihrem Mann hinüber, schlang die Arme um seine Taille und lehnte den Kopf an seinen Rücken. »Was möchtest du, Peter? Sag es mir.«

»Den Regen aufhalten.«

»Nichts zu machen. Weiter?«

Er drehte sich um. »Was möchtest du?« Er nahm die Hände seiner Frau und küsste sie. »Ich möchte, dass du mit mir kommst. Ich vermisse dich schrecklich, wenn ich nicht bei dir bin, und lange Flüge deprimieren mich. Komm mit nach New York. Und wenn wir dort sind, lass mich in Ruhe, damit ich mit meiner Tochter und meinen eigenen Ängsten fertig werden kann.«

»Ich soll also deine therapeutische Begleitung spielen.«

»Und eine verdammt hübsche dazu.«

Rina lachte. »Ich komme mit.«

»Danke«, sagte Decker, »und . . . wenn ich es hinkriege . . . also, wenn ich die Kraft dazu aufbringe . . . dann komm ich vorbei und besuche die Verwandtschaft.«

»Du machst ein Gesicht, als hättest du auf eine Zitrone gebissen.«

»Der Morgen ist mir ganz schön sauer geworden.«

Rina strich ihrem Mann über die Wange. »Es tut mir Leid, dass du das alles durchmachen musst, dass wir das durchmachen müssen. Ich mache mir auch große Sorgen. Kinder. Da ist man zu lebenslanger Angst verurteilt, wenn man erst drüber nachdenkt. Ich freue mich, wenn ich dir helfen kann. Und die Jungen haben ihre Großeltern tatsächlich schon lange nicht mehr gesehen. Es ist sehr aufmerksam von dir, an sie zu denken.«

»Ich bin halt ein Heiliger.«

»Ich glaube, die angemessene Antwort auf ein Kompliment ist ein schlichtes Dankeschön.«

Decker lächelte. »Können die Jungen in der Schule fehlen?«

»Natürlich. Wie wär's, wenn wir nächsten Mittwoch fahren. Eine Woche im Voraus kann ich immer noch Billigtickets bekommen.«

»Bestens.«

»Rufst du Cindy an?«

»Ja.«

»Und sag Jan auch gleich Bescheid«, sagte Rina. »Nur damit sie weiß, dass du fährst.«

Decker machte ein gequältes Gesicht. »Muss das *wirklich* sein?«

»Peter, sie ist Cindys Mutter. Sie ist krank vor Sorge.«

»Ich weiß, ich weiß. Sie ist furchtbar wütend auf mich, weil ich nicht darauf bestanden habe, dass Cindy nach Hause kommt. Als ob sie es getan hätte. Sie will einfach nur, dass *ich* mal wieder der Böse bin. Ach, zum Teufel damit! Wenn sie meint . . .«

»Peter!«

»Schon gut, schon gut. Ich rufe Jan an. Ich werde sogar höflich sein.«

»Ist das so schwer, Liebchen?«

»Sehr schwer, mein Schatz.«

2

Der rote Trans Am folgte mir. Ich hatte schon an dem Blick, den Chris mir bei der Orchesterprobe zugeworfen hatte, gesehen, dass irgendwas kommen würde. Wir gingen seit über einem Jahr in den selben Kurs, und dieser Blick heute war neu. Es gab nur einen Grund, warum Jungen wie er sich für Mädchen wie mich interessierten. Ich nehme an, er wollte sich nicht in aller Öffentlichkeit an mich ranmachen.

Der Wagen verlangsamte das Tempo und hupte. Ich blieb stehen. Da die rechte Fahrspur zugeparkt war, blockierte der Trans Am den Verkehr. Der Jeep hinter Chris hupte. Chris drehte sich um, warf dem ungeduldigen Fahrer einen bösen Blick zu, dann beschleunigte er und zog den Wagen einen halben Block weiter vorne rechts ran. Ich lief hin. Er ließ das Fenster auf der Beifahrerseite herunter und sagte, ich solle einsteigen.

»Ich gehe nicht direkt nach Hause«, sagte ich. »Ich muss meine kleine Schwester abholen.«

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, war der Wagen kein Zweisitzer.« Er winkte auffordernd. »Komm schon.«

Ich machte die Tür auf, stieg ein und ließ meinen Rucksack auf den Boden fallen. »Danke.«

»Gern geschehen. Wohin fahren wir?«

»Fahr einfach geradeaus.« Ich hielt die Augen starr auf die Windschutzscheibe gerichtet.

Die Autos standen Stoßstange an Stoßstange. Seit dem Erdbeben '94 und der kürzlichen Überschwemmung durch die mehr als hartnäckigen Regenfälle war das West Valley während der Rush Hour zu einer Kriechstrecke geworden. Chris wartete auf die nie kommende Lücke. Aus seinem Au-

toradio dröhnte Rockmusik. Plötzlich schien sie ihm auf die Nerven zu gehen. Er machte sie mit einem Schlag auf den Knopf aus.

Ein Jetta stoppte und winkte Chris herein.

»Danke, Schätzchen«, murmelte er in sich hinein. Zu mir sagte er: »Wie weit fahren wir?«

»Noch ungefähr drei Kilometer.«

»Und das gehst du jeden Tag zu Fuß?«

»Es ist ein gutes Training.«

»Und was machst du, wenn es regnet?«

»Dann nehme ich einen Regenschirm. Manchmal, wenn es gerade passt, überlässt mir meine Stiefmutter auch das Auto.«

Chris schwieg einen Moment. »Du lebst bei deinem Vater und deiner Stiefmutter?«

»Ja.«

»Wo ist deine Mutter?«

Ich zögerte. Das war eine viel zu persönliche Frage, aber ich beantwortete sie trotzdem. »Sie starb bei meiner Geburt.«

Chris machte eine kurze Pause, dann zog er eine Augenbraue hoch. »Dein Dad ist wohl ein guter Katholik, was?«

Ich sah ihn verständnislos an. Sein Gesichtsausdruck verriet nichts.

»Die Ungetauften vor den Getauften.« Er zog ein Kruzifix unter dem T-Shirt vor. »Erkennt man nur, wenn man selber einer ist.«

Ich antwortete nicht. In dieser Stadt der religiösen Gleichgültigkeit traf man nur selten auf einen Jungen, der sich offen zum Katholizismus bekannte, geschweige denn einen, der selber aussah wie Jesus.

Er sagte: »Was ist mit dir? Bist du ein gutes, katholisches Mädchen?«

»Gut genug, um mich wegen des Todes meiner Mutter schuldig zu fühlen.«

»Die Nonnen müssen ihre Freude an dir gehabt haben.«
»Eher mein Vater.«
»Was hat er gesagt?«
»Es ist mehr, was er nicht gesagt hat.«
Er verfiel in Schweigen. Ich sah vor mich in den Schoß.
»Gehst du noch zur Messe?«, fragte er.
»Manchmal.«
»Ich gehe auch manchmal hin. Man legt alte Gewohnheiten nur schwer ab.«
Ich lächelte und nickte. Er war zum Reden entschlossen. Und weil es nun mal so war, lenkte ich das Gespräch von mir selber weg. »Du lebst allein, nicht?«
»Yep.«
»Und wo sind deine Eltern?«, fragte ich.
»Sie sind tot.«
»Alle *beide*?«
»Ja, alle beide.«
Ich fühlte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg. »Das war dumm von mir.«
»So etwas wie eine dumme Reaktion gibt es nicht.« Er klopfte auf das Lenkrad. »Meine Mom starb an Brustkrebs, als ich dreizehn war. Mein Vater wurde ermordet, als ich nicht ganz zehn war. Eine Sache im Milieu. Ich saß im Schrank, als der Killer kam, hab alles mit angesehen . . .«
»O mein Gott!« Ich schnappte nach Luft. »Das ist ja *furchtbar!*«
»Ja. Ich hatte ziemliche Angst.«
Es wurde still im Wagen.
»Der einzige Lichtblick dabei war, dass ich den Mistkerl hasste.« Er kratzte sich am Kopf. »Deswegen war ich irgendwie auch zufrieden, als der Schock erst mal vorbei war. Mein Vater war ein schwerer Säufer. Er ließ sich volllaufen, und dann knöpfte er sich jeden vor, der ihm in die Quere kam. Deshalb hatte ich mich auch versteckt. Mein Glück. Sonst hätte ich ein zweistelliges Lebensalter nicht mehr erreicht.«

Ich antwortete nicht. Mir fiel nichts ein.

»Ich weiß nicht, warum ich dir das alles erzähle«, sagte er.
»Muss an dieser Beichtstuhl-atmosphäre um dich herum liegen. Wie weit ist es denn noch bis zu dieser Schule, Terry?«

»Ach, du liebes bisschen, entschuldige. Wir sind schon dran vorbei.« Ich sah über die Schulter zurück. »Bieg an der nächsten Ampel links ab.«

Chris ließ den Trans Am ein Stückchen weiterrollen. »Abgelenkt durch unser fesselndes Gespräch?«

»Ich glaube, das passende Wort ist morbide.«

Aus lauter Nervosität fing ich an zu lachen. Er auch. Er schaltete das Radio wieder an und stellte den Klassiksender ein. Mozarts Jupitersymphonie – gute Musik zum Fahren.

»Und wie ist dein zweiter Vorname?«, fragte er. »Mary oder Frances?«

»Anne.«

»Ah, Teresa Anne. Anständiger katholischer Name. Ist das da vorne die Schule?«

»Ja. Du musst ranfahren. Ich muss sie holen.«

Er hielt am Straßenrand, und ich stieg aus. Das musste man meiner Stiefmutter lassen, Jean behandelte ihre biologische Tochter mit derselben Antipathie, die sie mir gegenüber an den Tag legte. Arme Melissa. Ich arbeitete mich über den Schulhof, bis ich sie entdeckt hatte. Normalerweise war ich müde, wenn ich ankam, und hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Aber nun, wo Chris mich hergefahren hatte, wurde mir der Luxus zuteil, sie beim Spielen zu beobachten.

Meine Schwester schlug auf einen an einem Seil schwingenden Ball ein, ihre schmutzigblonden Zöpfe hüpfen im Wind. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Konzentration, ihre kleinen Fäuste trafen die Lederhülle, dass die Knöchel rot anliefen. Ihr Gegner war ein Junge aus der zweiten Klasse, der ihr eindeutig überlegen war. Aber sie lieferte ihm einen harten Kampf. Als sie verloren hatte, rief ich zu ihr hinüber. Sie sah auf und kam zu mir gelaufen.

»Du bist aber *früh!*«, kreischte sie.

»Ich hab mich mitnehmen lassen. Komm schon.«

»Kommen wir noch rechtzeitig für *Gornish and Narish-kite?*«

Melissas Lieblings-Zeichentrickserie. Meine Stiefmutter hatte sie strikt untersagt, und das nicht ohne Grund. Die Figuren waren eine fette Krähe und ein aufgeplusterter Papagei. Sie hatten nichts anderes zu tun, als gegenseitig auf irgendwelche Körperteile einzuhacken.

Ich sah auf die Uhr. »Wenn wir uns beeilen.«

»Yippiiii!« Sie hüpfte auf und ab. Ich nahm ihren Rucksack – ein gelbbraunes Ding mit Aufdruck von Simba aus dem *König der Löwen* – und warf ihn mir über die Schulter.

Sie nahm meine Hand, hüpfte mehr, als dass sie ging, neben mir her und zerrte an meiner Schulter. Aber das machte mir nichts. Ihre Hand war weich und warm. Sie roch verschwitzt, aber nicht unangenehm.

»Ich *glaub's* einfach nicht, dass ich *Gornish and Narish-kite* sehen kann. Erzählst du Mom auch nichts davon?«

»Ich erzähl's ihr nicht.«

»Wer bringt uns denn nach Hause? Heidi?«

»Jemand anderes«, sagte ich. »Hier lang.«

Ich ging mit ihr zum Auto hinüber, machte die Tür auf und ließ sie auf den Rücksitz klettern. »Das ist Chris«, sagte ich. »Er war so freundlich, uns die Mitfahrgelegenheit anzubieten. Bedank dich.«

»Danke.«

»Gern geschehen«, antwortete Chris.

»Nimmt er uns morgen auch wieder mit?«

»Übertreib's nicht, Melissa.« Ich machte die Tür zu. »Im Übrigen hast du morgen Turnen. Leg den Sicherheitsgurt an.«

»Das kann ich nicht. Ist mir zu schwer.«

Ich drehte mich um und beugte mich über den Sitz nach

hinten, zog Melissa den Gurt um die Taille und schob die Metallschnalle in den Schnappverschluss. Als ich mich wieder aufrichtete, streifte ich Chris aus Versehen und spürte sofort, wie er innerlich versteifte. Ich setzte mich wieder hin und drückte mich in meinen Sitz.

»Tut mir Leid«, sagte ich.

»Was?«

»Ich hab versehentlich . . . ach, ist nicht so wichtig.« Ich sah aus dem Fenster. »Brauchst du Nachhilfe, Chris?«

»Ja.«

»Du hättest einfach anrufen können.«

»Ich bin in einer ziemlich ungewöhnlichen Situation. Erklär ich dir, wenn wir bei dir angekommen sind.«

Ich schwieg, er ebenfalls. Dafür steigerte sich Mozart in höchste Höhen. Chris brachte den Wagen vor meiner zweistöckigen Bruchbude zum Stehen. Es war gar nicht mal ein schlechtes Haus, nur reparaturbedürftig. Die Außenverkleidung musste gestrichen werden, der Stuck bröckelte, und das Dach war alt und durchlässig. Von zwei Wannen im letzten Winter hatten wir es auf fünf beim letzten Regen gebracht. Der Aufstieg aufs Dach war eigentlich als Wochenendbeschäftigung für meinen Vater vorgesehen, aber er widmete sich lieber dem Schnaps und einer Sportübertragung im Fernsehen. Mein Vater war ein fauler Sack – einer von der Sorte, die sich bis zur Besinnungslosigkeit besäuft. Dabei entglitt er ganz langsam immer weiter, bis Jeans Gemäkel zur Musikuntermalung im Fahrstuhl wurde.

Chris half Melissa mit ihrem Sicherheitsgurt. Als sie befreit war, sprintete sie zur Haustür und weiter im Galopp die Treppe hinauf, kaum dass das Schloss aufgesprungen war.

»Heh, Moment mal, junge Dame«, rief ich hinter ihr her. »Die Spülmaschine ist noch nicht ausgeräumt.«

»Das mache ich später«, brüllte sie von oben zurück.

»Berühmte letzte Worte«, murmelte ich vor mich hin. Dann rief ich zurück. »Lass nur. Ich mach das schon.« Ich

wandte mich Chris zu. »Setz dich doch. Möchtest du etwas trinken? Saft? Mineralwasser? Ich kann dir sogar einen Kaffee machen, so viel Zeit habe ich jetzt.«

»Kaffee wäre großartig.«

Ich sann über mein Glück nach, fast eine ganze Stunde gewonnen zu haben. Ich setzte Kaffee auf, dann warf ich einen Blick in den Eisschrank. Jean hatte ein Brathuhn vorbereitet. Ich nahm es heraus.

»Das wird zäh wie Leder, wenn ich es jetzt reinschiebe«, sagte ich zu mir selber. »Am besten brate ich es auf kleiner Flamme ganz langsam.« Das sagte ich in den Ofen hinein und stellte die Temperatur auf 150° Celsius. Dann ging ich in den Wirtschaftsraum und warf die nassen Sachen von der Waschmaschine in den Trockner. Ich kam in die Küche zurück und nahm grünen Salat und Tomaten aus dem Gemüsesfach und bereitete den Salat vor. Als ich aufschaute, sah ich Chris, der vom Esszimmer aus zu mir herüber starrte. Ich war so sehr in meine tägliche Routine versunken gewesen, dass ich ihn ganz vergessen hatte.

Ich ließ den Salat stehen und trocknete mir die Hände ab. »Der Kaffee ist fast fertig.«

Er kam zu mir in die Küche. »Machst du das jeden Tag?«

»Was?«

»Kochen, Waschen . . . Kinderbetreuung?«

»Es gibt eine Geschichte über mich. Der Titel ist ›Aschenputtel.« Ich nahm zwei Kaffeebecher herunter. »Aber ich sag dir was. Ich warte nicht auf den Märchenprinzen. Da schaffe ich mir eher ein Dienstmädchen an.« Ich schaltete die Kaffeemaschine aus und holte Milch und Zucker. »Wie trinkst du deinen Kaffee?«

»Einfach schwarz.«

»Ein *richtiger* Mann.«

»Total macho.«

Ich tat reichlich Zusatzstoffe in meinen Kaffee, ging wieder ins Esszimmer und nahm meinen Kalender aus dem

Rucksack. »Montags um acht habe ich noch was frei. Oder ich kann dir Dienstag um acht eine Stunde geben . . .«

»Terry, warum setzt du dich nicht hin und lässt mich erzählen, worum es geht?« Er zeigte auf den Stuhl. »Bitte.«

Ich setzte mich und fragte mich sofort, warum ich auf ihn hörte. Das hier war mein Haus, und er spielte den Gastgeber.

Er trank einen Schluck Kaffee und sah mich mit ernstem Gesicht an. »Wenn alles gut geht, bekomme ich nächsten Herbst einen Platz an der Eastman School of Composition in New York. Im ersten Jahr hier habe ich mich so durchgemogelt. Diesmal habe ich keinen blassen Schimmer, aber ich komme bei den Klausuren schon durch, wenn ich mich genug reinhänge.«

Ich nickte.

Er pustete sich eine blonde Haarsträhne aus den blauen Augen. »Außerdem bin ich viel unterwegs. Ich übernehme Gigs.«

»Gigs?«

»Ich mache Vertretungen bei Ensembles, Orchestern, Kammerorchestern. Ab und zu spiele ich bei irgendeiner besonderen Gelegenheit in einer Kleinstadt auch schon mal ein Solo. Normalerweise sind das immer nur ein oder zwei Vorstellungen. Aber ich bin dann zusätzlich für ein bis zwei Tage vorher zum Proben weg. Ich bin also vielleicht auch mal eine ganze Woche nicht da. Ich verpasse viel Unterricht.«

Er nippte wieder an seinem Kaffee.

»Ich habe mit Bull Anderson gesprochen. Er sagt, du nimmst fünfzehn die Stunde.«

»Das stimmt.«

»Dann wirst du dir an mir eine goldene Nase verdienen. Ich denke nämlich, dass ich ungefähr zwei Stunden brauche, und zwar fünf Tage die Woche. Ich brauche dich als richtige Lehrerin, nicht nur zur Nachhilfe. Kriegst du das hin?«

Er verstummte. Ich starrte ihn an. »Das sind hundertfünfzig die Woche.«



Faye Kellerman

Doch jeder tötet, was er liebt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-72462-8

btb

Erscheinungstermin: September 2000

Ein neuer Fall für Peter Decker und Rina Lazarus Als das schönste Mädchen der Highschool ermordet aufgefunden wird, ist der Täter scheinbar schnell gefunden. Ein Mitschüler mit dunkler Vergangenheit und den kalten Augen eines Killers. Doch Peter Decker hat Zweifel, ob er wirklich den wahren Schuldigen vor sich hat. Sein detektivischer Spürsinn sagt ihm, daß hinter diesem Mord in der heilen Welt der Highschool mehr steckt, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Auch wenn er sich damit jede Menge Feinde schafft: Decker forscht weiter nach dem wirklichen Mörder des Mädchens. Seine Ermittlungen führen ihn dabei immer tiefer in den eigentümlichen Kosmos einer Schule, die eigentlich ein Hort der Sicherheit, Träume und Zukunftshoffnungen sein sollte. Und dann macht er eine Entdeckung, die seine schlimmsten Befürchtungen übertrifft.



[Der Titel im Katalog](#)